

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 7

Artikel: Das Ölfeld brennt!
Autor: Tetrarch, Hamilton
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666250>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Ölfeld brennt!

Von Hamilton Tetrach.

Es war eine kalte Februarnacht im Jahre 1931. Ich hatte Tulsa spätnachmittags verlassen; die 250 Kilometer weite Autofahrt nach Seminole, dem größten Ölfeld Amerikas, war alles andere denn angenehm. Als ich zur Schlafbaracke der Ölgesellschaft kam, deren Oberaufseher ich war, stellte ich meinen Wagen in die Garage und taumelte in mein Bett. Ich dürfte kaum eine Minute geschlafen haben, als das Telephon schrillte. Ich hörte Dan Sampson, der im Nebenzimmer schlief, zum Apparat eilen, im gleichen Augenblick hörte ich ein entferntes zischendes Geräusch.

„Hallo!“ rief Dan. „Wer ist dort?“ Dann nannte er meinen Namen.

„Was ist denn los?“ fragte ich schlaftrunken.

„Nummer zwei ist fündig geworden und überflutet das ganze Gelände.“

Der Ausbruch des Erdöls.

Ich sprang aus dem Bett. Jetzt verstand ich, was das Zischen bedeutete. Es war der Lärm, den das aus dem Bohrloch emporschießende Öl und Gas auf dem einige Kilometer entfernten Bohrturm verursachte. Am gleichen Morgen hatte ich auf meiner Inspektionsrunde auch diesen Bohrturm Nr. 2 besucht. Der Bohrarbeiter hatte mir berichtet, daß der Bohrlöffel fast schon die Zementschicht durchstoßen habe, die das Herabsickern von Wasser in die Ölsandschicht verhindern soll, und erwähnte auch, daß die große eiserne Verschlussklappe, die den Austritt des Öls zu regeln hat, schlecht schließt. Ich befahl, sofort eine neue Abschlußklappe aus dem Lagerhaus zu holen und sie gegen die schadhafte auszuwechseln, konnte jedoch diese Arbeit nicht selbst überwachen.

Aus Sampsons weiterem Telefongespräch wurde mir jetzt klar, daß mein Befehl nicht ausgeführt worden war und bat nun Fleagle, den Bohrturmmeister, nichts zu unternehmen, ehe ich nicht dort eingetroffen wäre.

Es war zwei Uhr morgens, als ich, Sampson und einer meiner Assistenten zum Bohrturm fahren. Es war sehr kalt und leicht windig. Je mehr wir uns näherten, desto lauter wurde der Lärm. Als wir zum Ölfeld kamen, sah ich, daß die umliegenden Bohrtürme unbeleuchtet waren. Das bedeutete, daß die Feuer unter den Kesseln für die Dynamos gelöscht worden waren.

Gleich darauf erblickten wir Bohrturm Nr. 2.

Im Mondlicht konnten wir jetzt jede Einzelheit deutlich ausnehmen. Der vierzig Meter hohe Turm war vom emporschießenden Öl vollkommen umhüllt, das sich in den regelmäßig angebrachten Verspreizungen des Bauwerks brach, kastadenförmig zur Erde stürzte und im weiten Umkreis alles überflutete. Wolken grauen Rauches, des Erdgases, wirbelten über die Spitze.

Gegen die Überschwemmung!

Ich hielt meinen Wagen einige hundert Meter vom Bohrturm an. Denn Feuer war jetzt die größte Gefahr, und ein Funke aus dem Auspuffrohr des Autos konnte eine furchtbare Katastrophe hervorrufen. Auf den Ölfeldern ist es Brauch, daß bei unvorhergesehenen Zwischenfällen die gesamte Bedienungsmannschaft aller Gesellschaften zu Hilfe kommt. So war jetzt auch hier bereits eine Menge von Bohrarbeitern, Werkführern, Tagelöhnern und Aufsehern an der Errichtung eines Erdwalls tätig, um das austretende Öl zu fassen und vom Überfluten auf das umliegende Terrain abzuhalten. Ganze Kolonnen Pferde der benachbarten Farmer führten Erde herbei. Unkontrolliert fließendes Erdöl ist für die ganze Umgebung eine Gefahr für Menschenleben und Besitz.

Als ich näherkam, traf ich Fleagle, den Bohrturmmeister. In wenigen Worten bestätigte er meine Annahme, daß die Verschlussklappe nicht erneuert worden war. Der Vorarbeiter, dem ich am Vormittag den Befehl erteilte, hatte beim Schichtwechsel vergessen, meine Weisung weiterzugeben, und der Bohrmeister hatte dann die Bohrung durch die Zementschicht hindurch fortgesetzt, ohne sich vom Funktionieren der Verschlussklappe zu überzeugen. Der Ausbruch war ganz plötzlich erfolgt, und die Bedienungsmannschaft hat knapp Zeit gehabt, den Bohrlöffel aus dem 1300 Meter tiefen Bohrloch emporzuwinden. Sie versuchte wohl, die Öffnung zu verschließen, doch gelang es nicht. Der Bohrmeister hatte noch die Geistesgegenwart gehabt, zum Dampfkessel zu eilen und das Feuer zu löschen.

Ich bat nun die Oberaufseher der andern Gesellschaften, die Arbeit am Erdwall fortzusetzen, sammelte einige meiner Leute, die gleich mir öldichte Mäntel anlegten und gab jedem eine elektrische Lampe; dann gingen wir zum Bohrturm, um zu versuchen, das Bohrloch zu verschließen.

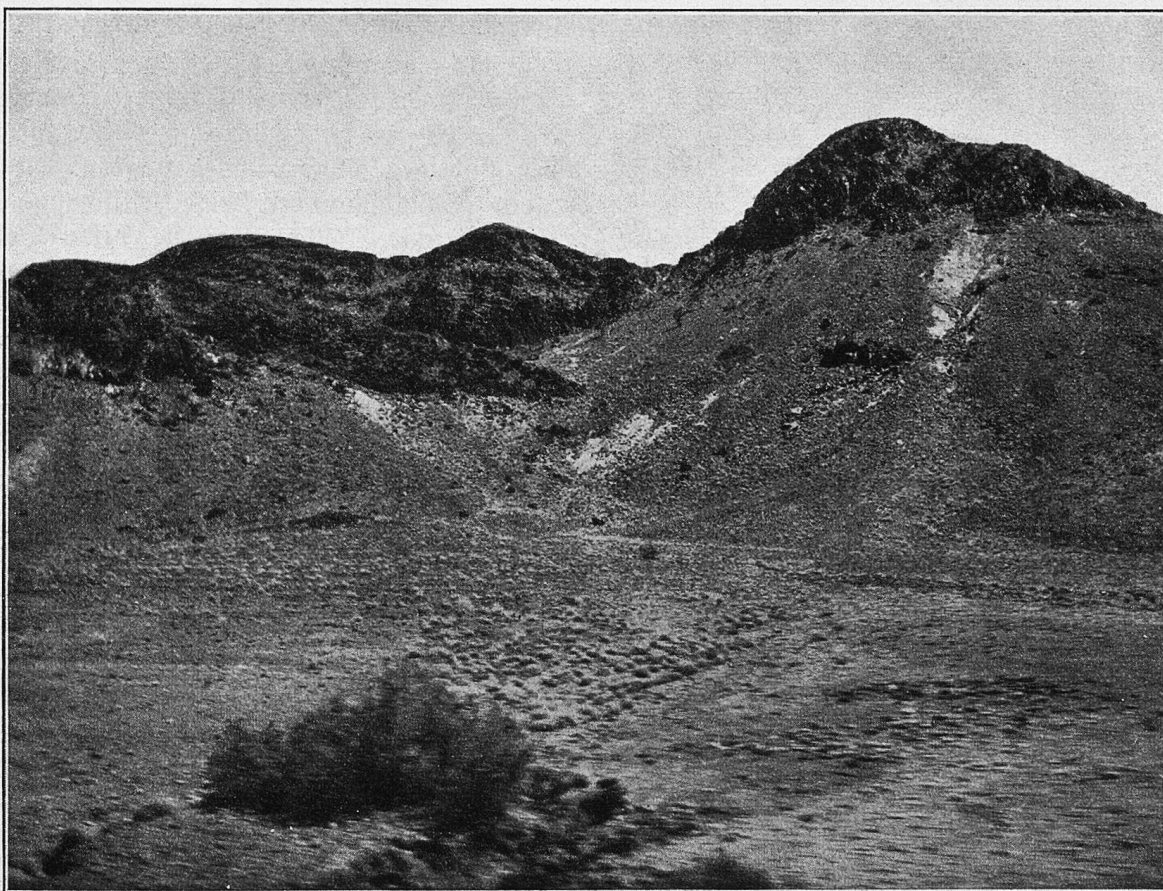
Wir kämpften uns durch Sturzbäche von Öl und dicke Schwaden Erdgas, sahen kaum einen Meter weit, und das Atmen fiel uns schwer. Einige meiner Leute wurden bewusstlos. Wir mußten sie zurücktragen und unsern Versuch vorerst aufgeben. Ich erkannte überdies, daß wir im Innern des Bohrturmes vor Tagesanbruch nichts unternehmen konnten. Bis dahin lagen noch vier Stunden vor uns. Inzwischen waren bereits die Ärzte von Seminole gekommen, die sich um die Bewußtlosen bemühten.

Die beiden Lichter.

Ich unternahm nun einen Inspektionsgang rund um den Erdwall, der schon eine Höhe von einem Meter in einem Umkreis von 300 Meter erreicht hatte. Ungefähr 200 Mann mit ihren Pferden arbeiteten fieberhaft an der Verstärkung. Bisher war kein Öl durch diesen Damm gesickert, und ich hoffte, ihn bis zu Tagesanbruch halten zu können. Ich verbot jedermann, den Bohrturm abermals zu betreten, und ließ alle Lichter, selbst die elektrischen Taschenlampen, verlöschen. Dan Sampson und Fleagle gaben

die Weisung an die entfernter Arbeitenden weiter. Eine halbe Stunde später, als ich eben mit dem Feuerwehrrhauptmann sprach, der mit seiner ganzen Mannschaft zu Hilfe gekommen war, erstarrte ich plötzlich vor Schrecken. Ich hatte zwei Männer mit elektrischen Lampen im Innern des Erdwalles erblickt. Es waren Dan Sampson und Fleagle. Ich rief ihnen sofort zu, zurückzukommen und ihre Lampen zu verlöschen. Sie schienen mich jedoch im tobenden Lärm nicht zu hören.

Ich sprang über den Erdwall und eilte ihnen nach. Kaum war ich jedoch erst wenige Schritte durch die schon knietiefe Ölmasse gewatet, als ich die beiden Lichter nahe beim Bohrturm erblickte. Dann schien eines zu verlöschen. Im nächsten Augenblick erfolgte eine furchtbare Explosion, und der Bohrturm war im Nu in eine hohe Feuersäule gehüllt. Einer der beiden Männer muß die Taschenlampe fallen gelassen haben, und die Metallhülse schien beim Auffallen auf ein Stahlwerkzeug oder einen Stein einen Funken geschlagen zu haben.



Somalilüste.

Das brennende Ölmeer.

Einige Sekunden später stand die ganze Ölfläche innerhalb des Erdwalles in Flammen. Ich wurde durch die Explosion zu Boden geschleudert, arbeitete mich auf die Füße und sah mich inmitten eines Feuermeeres. Meine Überkleidung brannte lichterloh. Mit zwei Säcken hatte ich den Damm erreicht, überkletterte ihn und riß mir die brennende Kleidung vom Leib. Zum Glück war die Unterkleidung noch unversehrt, aber mein Gesicht und die Hände waren arg verbrannt.

Mein nächstes Bemühen war, den Herd des Feuers und die beiden Männer, die sich dort irgendwo befinden mußten, zu entdecken. Für wenige Sekunden tauchte ein dunkler Umriß im Glost von Feuer und Rauch auf, erschien dann wieder nahe vom Bohrturm und verschwand plötzlich. Welcher von beiden Männern es war, habe ich nie mehr erfahren.

Der dichte Rauch drohte jeden zu ersticken, und wir mußten neuerlich vierzehn bewußtlose Männer nach hinten schaffen, wo die Sanitätswagen von Seminole schon aufgefahren waren. Hunderte Zuschauer aus den umliegenden Ortschaften hatten sich im weiten Umkreis um die Brandstätte versammelt, erschwerten jede Arbeit und wurden endlich von Sheriffs zurückgedrängt.

Die Hitze vom brennenden Ölmeer war unbeschreiblich. Man konnte sich kaum auf fünfzig Meter dem Erdwall nähern. Der Bohrturm, ein stählernes Bauwerk, war fast schon geschmolzen. Die Explosion hatte ihn zum Einsturz gebracht, und Bruchstücke lagen rings um ihn.

Zwei weitere Stunden verstrichen, und das Öl innerhalb des Dammes war fast gänzlich verbrannt. Das austretende Erdöl konnte sich nicht mehr auf den Boden ergießen, da der furchtbare Erdgasdruck es in einer dreißig Meter hohen Säule empor schleuderte, wo es in einem Feuerfanal verbrannte.

Dampf und Schlamm versagen!

Ein bleicher Tag brach endlich an. Wir konnten nun daran gehen, das Feuer zu bekämpfen. Jede Stunde Zeitverlust bedeutete riesigen Schaden. Ich schätzte die Ergiebigkeit der Bohrstelle auf rund 10 000 Barrels Öl innerhalb 24 Stunden im Werte von 25 000 Mark.

Es gibt dreierlei Arten der Bekämpfung von Erdölbränden: Dampf, Schlamm und Nitroglycerin. Auf Anraten des erfahrensten Ober-

auffsehers der benachbarten Galvestongesellschaft versuchte ich zuerst es mit Dampf. Acht 45-pferdestarke Dampfmaschinen wurden miteinander durch Schlauchlinien verbunden, die in zwei acht Zoll starken Hauptlinien zusammenliefen und soweit als möglich zum Flammenherd gelegt wurden. Vorher mußte das Öl innerhalb des Walles gänzlich verbrannt sein und überdies ließ ich dann noch dieses Gebiet unter Wasser setzen. Die Männer, die die Schläuche an den brennenden Bohrturm heranzubringen hatten, konnten nur hinter eisernen Schutzschildern arbeiten, da die Hitze so groß war, daß sie alle zehn Minuten ausgewechselt werden mußten. Außerdem war es notwendig, die Schutzschilde ständig mit Wasserstrahlen zu kühlen.

Als alle Vorbereitungen getroffen waren und die Dampfmaschinen ihre Höchstleistung erreicht hatten, wurden die Hähne der Hauptleitungen geöffnet. Große Dampf Wolken stießen zischend in das Feuer vor. Da und dort wurde die Glut wohl dunkler, erreichte jedoch im nächsten Augenblick wieder ihre frühere Stärke. Die Dampfmaschinen arbeiteten rasend, doch selbst die 360 Pferdestärken erwiesen sich als ungenügend, und so mußte ich meinen Versuch aufgeben.

In der Zwischenzeit waren andere Rohrleitungen, 30 Zentimeter im Durchmesser, errichtet worden, die in Verbindung mit vier großen, zweizylindrigen Motorpumpen standen, die aus unsern Schlammgruben eine Mischung aus Schlamm und Wasser, wie sie beim Bohren verwendet wird, in die Rohre zu pressen hatten. Diese Leitungen wurden sodann bis auf 50 Meter an den Bohrturm herangebracht, dort zu stählernen Gerüsten gehoben, und aus den vier großen Mündungen schossen die Schlammmassen in die Glut. Doch auch dieses Unternehmen mißlang. Der Gasdruck war zu stark. Der Schlamm wurde wie Staub emporgewirbelt, sobald er das Bohrloch erreichte.

Mit Nitroglycerin.

Die zweite Nacht war bereits vorüber, als ich erkannte, daß es nur eine Möglichkeit gab, das Feuer zu bekämpfen — Nitroglycerin. Die Direktoren aus Tulsa kamen. Ich besprach mit ihnen die Lage, und es wurde beschlossen, Tex Thornton, einen Fachmann auf dem Gebiete der Feuerbekämpfung mit Nitroglycerin, telegraphisch herbeizurufen. Sechs Stunden später erhielt ich die Nachricht, daß er durch einen Ölfeldbrand in



Somalis.

Südtexas verhindert war, zu kommen. Ich wandte mich nun an Mac Kinley, der nicht Thorntons Erfahrung hatte, aber wußte, wie man mit Nitroglyzerin unter Vermeidung jeder möglichen Gefahr umzugehen hatte.

Mac Kinley kam erst am nächsten Morgen und brachte 45 Liter des Sprengstoffes mit, außerdem zwei Asbestanzüge, Stiefel, Handschuhe und Helme aus gleichem Material. Letztere waren mit starken Schutzgläsern versehen. Wir beide zogen nun die Asbestanzüge und die übrige Ausrüstung an und sahen in dieser Kleidung wie Mitglieder des Ku-Klux-Klan aus. So näherten wir uns dem Feuer. Ich befahl den Männern, die nahe dem Bohrturm waren, uns ständig unter Wasser zu halten, aber trotz dieser Maßnahme erstickte ich fast in meinem Anzug. Wir stellten eine rasche Untersuchung des zusammengestürzten eisernen Bohrturmes an und zogen uns dann wieder zurück.

Mac Kinley glaubte, daß es ihm möglich sein würde, die Nitroglyzerinladung nahe genug an den Feuerherd heranzubringen, doch mußten zunächst die meisten der Bruchstücke vom Bohrturm entfernt werden. Große stählerne Haken wurden an langen Eisenketten befestigt, und dann gingen Mac Kinley und ich in unsern Asbestanzügen abermals zur Brandstelle. Es gelang uns auch, die Stahlhaken an den Eisentrümmern anzubringen, und nach einem vergeblichen Versuch von zwei Duzend Männern, gelang es erst zehn Pferden, die Last abzuschleppen. Drei Stunden lang wurde gearbeitet, bis der größte Teil des weißglühenden Metalls aus der Feuerzone auf einen großen Haufen gebracht und dann mit Wasser abgekühlt wurde.

Als das Gelände genügend gereinigt war, bereitete Mac Kinley alles vor. Eine große Stahltrommel, die das Nitroglyzerin enthielt, wurde zusammen mit den Sprengkapseln und der Zeit-

zündung auf ein paar Rädern angebunden, sodann die Trommel mit Asbesthüllen umgeben, und schließlich wurden an diesem Fahrzeug zwei lange Eisenrohre befestigt, um es vorwärts zu bewegen.

Gefährlicher Wagen.

Nitroglycerin ist der gefährlichste Sprengstoff. Niemand vermag vorauszusagen, wie es sich unter ungewöhnlichen Bedingungen verhält. Ich sah einmal, wie ein Mann einen fast gänzlich trockenen Nitroglycerinbehälter achtlos zu Boden warf und ihm im nächsten Augenblick durch eine Explosion beide Beine vom Leib gerissen wurden. Mac Kinley fürchtete, daß die furchtbare Hitze auf den Sprengstoff vorzeitig einwirken könne, und wies mich an, sofort zurückzulaufen, sobald wir unser Fahrzeug in die vorgesehene Stellung gebracht hätten. Die Zeitzündung stellten wir nun auf dreißig Minuten, und wenn alles planmäßig verlief, hatten wir genügend Zeit, uns in Sicherheit zu bringen.

Langsam und schwerfällig bewegte sich das Vehikel gegen das Feuer zu. Kleine Unebenheiten des Bodens brachten es aus der Fahrtrichtung, und wir mußten oft anhalten, um die geringen Bodenhindernisse zu entfernen. Alle Zuschauer hatten sich in weitem Kreis zurückgezogen, und in dieser riesigen Arena waren bloß wir beide, das Feuer, der tobende Lärm und der tödliche Sprengstoff, der uns jeden Moment für immer aller irdischen Sorgen entheben konnte.

Wir hatten die Hälfte des Weges erst nach fünfzehn Minuten zurückgelegt, und in einer weiteren Viertelstunde würde der Zeitzünder die Explosion bewirken. Furcht ergriff mich, der ich zum erstenmal mit diesem Teufelszeug zu tun hatte, und jede weitere Minute schien mir zur Ewigkeit zu werden. Diesmal hatten wir begreiflicherweise niemand, der uns mit Wasserstrahlen kühlen konnte. Ich hatte bereits 48 Stunden nicht geschlafen, und die Zeit, die ich schon bis jetzt im Asbestanzug arbeitete, hatte meine Kräfte fast gänzlich erschöpft.

Schon nahe dem Feuermeer fühlte ich mit einemmal, wie mich das Bewußtsein verließ. Ich kämpfte mit aller Macht, um mich auf den Beinen zu halten, aber plötzlich wurde mir schwarz vor den Augen. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Boden, und ein Arbeiter kühlte mich mit einem nassen Tuch. Ich richtete mich auf und blickte umher. Mac Kinley stand nahe von mir

und sah gespannt auf die Uhr. Wir waren jetzt ungefähr hundert Meter vom Bohrloch entfernt.

Umsonst!

„In zwei Minuten geht die Ladung in die Luft“, erklärte er mir und erzählte mir dann, daß er mich, als ich bewußtlos wurde, zurückgetragen hatte. Ich wollte ihm gerade für meine Rettung danken, als die Explosion erfolgte. Die Gewalt war so groß, daß wir trotz der großen Entfernung zu Boden geschleudert wurden. Ich fiel nach vorn und konnte daher die Vorgänge beim Bohrturm sehen. Das Feuer erlosch durch den ungeheuren Luftdruck der Sprengladung mit einem Schlag, so wie man mit einem Atemzug eine Kerze auslöscht. Für wenige Sekunden erhob sich wieder eine Skaskade. Auf ihrem Scheitelpunkt angelangt, fiel sie in einem Sprühregen herab, der scheinbar ein weißglühendes Metallstück traf, und im Nu war das Bohrloch wieder eine hochzüngelnde Feuerfackel. Unsere Arbeit war vergeblich gewesen!

Die dritte Nacht brach heran, wir alle waren vollkommen erschöpft. Ich hatte hundert Extrarbeiter zur Brandbekämpfung eingestellt, und die benachbarten Gesellschaften liehen mir noch weitere fünfzig. Jeder dieser Männer erhielt 25 Mark pro Tag, einige Oberaufseher sogar das Fünffache. Doch abgesehen von diesen riesigen Kosten wußte ich, daß die staatlichen Behörden aus Sicherheitsgründen die Arbeit selbst übernehmen würden. Das bedeutete, von vermehrten Spesen ganz abgesehen, eine Geldbuße von 1250 Mark für jeden Tag bis zur Wiederaufnahme der Sieförderung.

Als ich mich vom Boden erhob, bemerkte ich Mac Kinley, der sich mühsam aufrichtete. Sein Gesicht war ganz fahl.

„Ich fürchte, ich habe mir ein paar Rippen gebrochen“, stöhnte er. Mit Hilfe eines Mannes brachte ich ihn zum nächsten Sanitätswagen, wo ein Arzt sich seiner annahm.

Ein bezeichnender Blick.

In diesem Zeitpunkt kam der Generaldirektor aus Tulsa. Ohne zu grüßen, fragte er mich, was ich „jetzt zu unternehmen beabsichtige“, und der Ton seiner Stimme war so barsch, daß meine Nerven dieser neuen Belastung nicht standhielten. Ich ersuchte ihn, sich sofort aus dem Staube zu machen und mich allein zu lassen und fügte hinzu, daß er nur eine unerwünschte Störung bedeute.



Galla-Hütten.

Er warf mir einen vielsagenden Blick zu, den ich mir erst vierzehn Tage später eindeutig erklären konnte.

Ich rief nun Freiwillige vor, die mit Asbestanzügen die restlichen Eisentrümmer vom Bohrloch zu entfernen hatten. Zwei Aufseher machten sich sofort an die Arbeit. Dann fuhr ich zu Mac Kinleys Magazin und holte die zweite Ladung Nitroglyzerin. Als ich zum Sfeld zurückkam, war es bereits Mitternacht. Zehn Schlauchlinien, von mächtigen Motorsprizen gespeist, wurden so nahe als möglich im Kreis zur Brandstelle geführt, ebenso einige Dampfschläuche. Die Nitroglyzerintrommel wurde sodann, wie das erstemal, auf Rädern befestigt, und da Mac Kinley arbeitsunfähig war, nahm ein Aufseher seine Stelle ein.

Die zweite Reise war eine Wiederholung der ersten, nur daß ich diesmal nicht ohnmächtig wurde. Als wir die Sprengstoffladung weit genug gebracht hatten, liefen wir zurück. Dann wurde das ganze Gelände neuerlich unter Wasser

und Dampf gesetzt, um zu verhindern, daß sich das ausströmende Öl abermals entzündete.

Drei Minuten bangen Wartens, und dann kam die Explosion. Tiefe Finsternis senkte sich über das Sfeld, das noch einen Augenblick zuvor schwarzrot beleuchtet war. Auch der Lärm vom Bohrloch hatte sich geändert. Es war jetzt bloß das Geräusch des hochsteigenden Oles zu hören. Ich ging nach hinten, und in sicherer Entfernung entzündete ich meine Lampe. Es war 5 Uhr früh. Der Brand hatte über 48 Stunden gewütet, und ich hatte fast 72 Stunden nicht geschlafen.

Der große Augenblick.

Meine nächste Aufgabe war, die Kontrolle über das ausfließende Öl wiederzugewinnen. Neue Verschlussklappen für das Bohrloch wurden gebracht, und bei Tagesanbruch ging ich mit zwölf Männern an die Arbeit. Vom Bohrturm waren bloß zwei Meter Rohrgestänge übriggeblieben,

das von dem schadhafsten Abschlußventil gekrönt war. Wunderbarerweise war die Rohrleitung vollkommen intakt.

Von dickem, zähflüssigem Öl ständig überspült, arbeiteten wir sehr rasch. Die Verschußklappe war bald erneuert, und weitere Rohrleitungen zu den großen Streservoirs geführt. Dann kam der große Augenblick, für den wir über 60 Stunden in ständiger Gefahr gearbeitet hatten, und der das Leben zweier Männer gekostet hatte. Ich sandte alle meine Helfer zurück und schloß dann das Ventil. Im nächsten Augenblick lag ich flach auf dem Boden unter der mächtigen Säule, die in einem Strahl in sich zusammengesunken war. Halb betäubt, doch unverletzt, vernahm ich nun die für mich schönste Musik: das Donnern des

Öles in der Rohrleitung, das nun zu den Streservoirs schoß.

Das Ölfeld war gerettet.

Noch eine Aufgabe stand uns bevor, ehe wir uns todmüde zur Ruhe begeben konnten. Wir mußten nach den Überresten von Sampson und Fleagle suchen. Stundenlang gruben wir die Asche innerhalb des Erdwalles auf, konnten jedoch nicht die geringsten Spuren finden.

Bierundzwanzig Stunden nachher wurde am Eingang des neuerrichteten Bohrturms die Totenmesse für die beiden Opfer des Brandes gelesen. Und dreizehn Tage nachher hielt ich mein Entlassungsschreiben in Händen, das mir der Blick des Generaldirektors vor der zweiten Sprengung antündigen wollte...

Der Bohrturm.

Es steht ein schwarzes Gespenst im Moor;
Das ragt über Büsche und Bäume empor.
Es steht da groß und steif und stumm,
Sieht lauernd sich im Kreise um.
In Rosenrot prangt das Heideland.
„Ich ziehe dir an ein schwarzes Gewand.“
Es liegt das Dorf so still und klein.
„Dich mache ich groß und laut und gemein.“

Es blitzt der Bach im Sonnenschein.
„Bald wirst du schwarz und schmutzig sein.“
Es braust der Wald so stark und stolz.
„Dich fälle ich zu Grubenholz.“
Die Flamme loht, die Kette klirrt,
Es zischt der Dampf, der Ruß, der schwirrt.
Der Meißel frist sich in den Sand. —
Der schwarze Tod geht durch das Land.

Herm. Löns.

Indische Melodie.

Von Egon von Traubenberg.

Notes Meer, an Bord der „Pilsna“.

„Schiffe, die sich in der Nacht begegnen...“
Nur eine Reihe von Lichtern wird sichtbar. Sie kommen unserem Schiffe näher, man sieht die Bewegung flüchtiger Schatten, man glaubt Stimmen unbekannter Menschen zu hören, fast möchte man sie sprechen, sich begrüßen, doch schon enteilt wieder alles in der Ferne, verflingt in der Unendlichkeit, ertrinkt in der Blauschwärze der südlichen Nacht... Wir fahren heimwärts, nordwärts — die anderen nach dem Süden, nach Ceylon, nach Indien, das wir erst vor wenigen Tagen schmerzenden Herzens verlassen haben... Die Maschinen der „Pilsna“ fauchen und stampfen, die Wogen des Meeres schlagen, gleichmäßig rauschend, an die Bordseite, auf dem bunt illuminierten Deck wird Musik gemacht, die Passagiere tanzen... Und dieses alles läßt fast vergessen, was noch vor kurzem war, läßt Bilder verblassen, die noch vor wenigen Tagen in Sonnenglut und Orientpracht leuchteten, läßt ausruhen und ausspannen... Vermag aber nicht jenen Klang zu

übertönen, der im Gehör noch immer nachsummt, nachsingt, nachschwingt, vermag sie nicht zu töten — die peinigende, aber unvergeßliche Melodie Indiens...

In der bodenlosen Schwermutsmelodie, die, gleich einem unsichtbaren Schleier über diese Meere und Länder ausgebreitet scheint, ist jener unaussprechliche Reiz des Orients enthalten, der alle Fremden bestrickt und bezaubert, liegt aber auch jenes verhängnisvolle Etwas verborgen, das hier des Fremden Gemüt packt, in ihm, gleich einem süßen, langsam-verderbendem Gifte, wühlt, und ständig eine merkwürdige Unruhe erzeugt, die den meisten bald zu einer kaum erträglichen Qual wird. Dieser Wehmutschleier, den viele nicht sehen, den aber alle spüren, ist über dem gesamten nahen und fernen Orient ausgebreitet — von Palästina und Syrien, über Persien und Indien, bis Siam, China und weiter hält er all diese „fernen Länder und Menschen“ in seinem feingewebten, unzerreißbaren Netz gefangen und läßt sie nicht aus seiner Gewalt...